



Unter meinem Fenster blühten zwei Kirschbäume. Ich hatte Durst. Es war Mittag, und die Sonne hatte durch einen Spalt zwischen den Vorhängen das Zimmer aufgeheizt. Ich trat mit den verschwitzten Füßen die Decke vom Bett. Dann blieb ich einige Zeit lang liegen und sah auf die Zimmerdecke. Der Durst wurde unerträglich. Ich ging im Schlafrock in die Küche. In dem Schlafrock, den ich seit drei oder vier Tagen nicht abgelegt hatte. Ich verzichtete auf Hausschuhe und Brille. Bevor ich den Schrank öffnete, um ein Glas zu finden, sah ich unscharf, wie sich mein Gesicht in der gläsernen Schranktür spiegelte. Mein weißes Haar war zerraut wie das einer Hexe. Meine Augen verschwammen mit den Wangen zu geröteten Flecken auf einer blassen Fläche. Ich konnte mich nicht ansehen. Es gab nur noch ein sauberes Glas, es war schmal und geschliffen, das schönste, das ich besaß. Ich drehte den Wasserhahn auf. Mein Mund war trocken. Meine Zunge juckte. Das kalte Wasser rann mir über die Finger, das Glas füllte sich. Ich trank es leer, füllte es wieder und ging zur Balkontür im Wohnzimmer. Im Fensterglas sah ich wieder mein Spiegelbild.

Ich legte zwei Finger zwischen die Lamellen der geschlossenen Jalousie. Draußen saß ein Vogel, sein Gefieder glänzte im Sonnenlicht. Ich schloss die Augen und spreizte die Finger, der Spalt in der Jalousie wurde breiter und wärmer. So stand ich einige Zeit, bis mich die Müdigkeit wieder ins Bett trieb. Im Schlafzimmer schloss ich die Vorhänge ganz. Die Sonne ärgerte mich. Ich hatte seit drei Nächten nicht geschlafen. Niemals hätte ich gedacht,

dass nächtliche Schlaflosigkeit zu solcher Müdigkeit tagsüber führt. Nachts ist man zu wach, tagsüber zu müde. Ich fühlte mich nicht wie ein Mensch.

Etwa eine Stunde lang döste ich vor mich hin. Eine Krähe erschien mir im Traum. Ihr Schnabel war breit. Ich stand im Traum auf dem Balkon, und ich lachte laut. Mein Gesicht verzog sich, meine Nase wurde schief, meine Brust schwoll an. In der Hand hielt ich den gebogenen Griff der Schaufel, die ich sonst zum Aufkehren des Balkons verwendete. Das orangefarbene Plastik fühlte sich rau und angenehm an.

Ich erwachte wieder. Das Kissen drückte auf meinen Busen. Ich führte die Hand an meine Scham. Den Zeige- und den Mittelfinger spreizen, um die Jalousie zu öffnen, dachte ich, das wäre was. Es war still. Die Stille weckte mich auf. Ich saß auf dem Bett. Ich sah mich wieder im Fensterglas.

»Hexe«, sagte ich zu mir, »Hexe, ja, aber Hexen sitzen nicht auf dem Bettrand und tun nichts! Sondern sie wissen sich zu helfen! Und wie, ist ihnen egal.«

Ich sprang auf und eilte zur Balkontür. Ich wollte sie öffnen. Der Griff der Schaufel, die draußen am Balkon stand, lockte mich. Aber nein, es war noch Tag. Ich schämte mich, am Tag den Griff abzuschrauben. Ich fühlte die Augen der Nachbarn schon hier in der dunklen Wohnung. Ich schaltete den Fernseher ein, nahm auf dem Sofa Platz. Bunte Bilder wiegten mich in den Halbschlaf.

2

Es war Abend. Der abgeschraubte Griff der Schaufel schimmerte orange in meiner Rechten. Ich befühlte seine sanft geformten Einwölbungen für die Finger, das Loch an seinem Ende, an dem man die Schaufel an einen Haken hängen konnte. Ich legte mich aufs Bett, umschlang die Decke mit den Schenkeln und führte mir das Ende des Schaufelgriffs ein. Es kam mir vor, als wäre ich schon die drei schlaflosen Tage lang feucht gewesen, als hätte sich über die drei Tage so viel Feuchtigkeit in mir angesammelt wie in einem Küchenschwamm, auf den der Wasserhahn tropft.

Ich hatte die Vorteile des Schaufelgriffs bereits in den Wintermonaten entdeckt. Zuerst ließ ich die sanften Wellen über meine Schamlippen gleiten. Dann drang ich tiefer ein, drückte gegen die Scheidenwände, drückte gegen den Gebärmuttermund. Schweiß drang mir aus den Poren. Die Decke duftete heftiger. Ich drückte mit der Handfläche der Linken auf die Klitoris. Wie selbsttätig begannen meine Hände zu beben. Mein Kopf warf sich von links nach rechts, die Wangen versuchten, das Kissen zu durchdringen. Meine Lider waren fast krampfhaft zugeedrückt, und auf den Innenseiten der Lider ließ ich Bilder ablaufen.

Ich war wieder im Wald. Dort hinter dem Erziehungsheim, wo ich mit achtzehn zu arbeiten begonnen hatte und vier Jahre geblieben war. Ich ging den Bach entlang. Um mich dufteten Kiefern. Ich kam zu der mir wohlbekanntem Stelle, zu der Lichtung. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf. Das Holz war kühl, ich erkannte, dass ich nur mit meinem Schlafrock bekleidet war. In meiner Hand fühlte ich ein heißes männliches Glied,

dessen Besitzer ich nicht wahrnahm. Ich legte es mir an die Wange, spürte seine Wärme. Da sah ich ein mageres neunzehnjähriges Mädchen in einem roten Rock und einer blauen Bluse im Moos vor mir liegen. Das war ich vor sechzig Jahren.

Das Mädchen weinte. Ein Jäger beugte sich über ihren Leib, krepelte ihren Rock hoch, schob ihren Unterrock und die Unterhose zur Seite und drückte mit seiner Brust ihren kleinen Busen. Seine Hand lag in ihrem Schamhaar, er zog seine Hose herunter. Sie weinte weiter, und ich sah sie, sah mich selbst. Da war er schon in ihr und bewegte sich immer schneller. Dem Mädchen tat das weh, aber ich saß auf dem Baumstumpf, und ich wusste schon, was zu tun war. Ich fühlte das heiße Glied von selbst in mir wüten, und ich seufzte laut. Der Jäger flüsterte etwas von Liebe, und das Mädchen weinte und umarmte ihn und drückte ihn an sich. Sie schnappte nach Luft, und er vergrub sein Gesicht zwischen ihrer Schulter und ihrem Hals.

Ich zuckte, und die Decke bebte in meiner Umarmung. Ich atmete tief. Jetzt würde ich schlafen. Aus dem Baumstumpf, auf dem ich auf der Lichtung gegessen hatte, wuchs eine hohe Kiefer. Ich drückte mich an ihren Stamm und an ihre raue Rinde. Das Mädchen, ich vor sechzig Jahren, weinte im Moos. Der Jäger war weggegangen, wahrscheinlich um seine Rehe und Wildschweine zu kontrollieren. Der Unterrock des Mädchens war blutig. Als sie wieder klar denken konnte, blickte sie scheu um sich. Niemand war da. Das beruhigte sie. Sie ging gebückt, teilweise kroch sie auf allen Vieren zum Bach. Sie wusch dort ihren Unterrock. Sie wusch ihre Schenkel. Das Wasser rauschte.

Ich träumte von Rotkäppchen. Ich war das Rotkäppchen, der Jäger war der Wolf. Ich war die Großmutter, die der Wolf gefressen hat, und der Jäger war der Wolf. Ich war der Wolf, den der Jäger ausgeweidet hat. Und ich war der Jäger, der mich, den Wolf, geöffnet hat. Mit zwei Fingern ließ er, ließ ich das Tageslicht in

mich herein. Ich küsste mich selbst. Meine Lippen lagen auf meinem eigenen Spiegelbild. Und meine Lippen lagen auf meinen Schamlippen. Ich hatte die Zähne, Messer, den Korb mit Geschenken. Ich hatte das Gewehr, und ich war es, die schoss.

3

Ich erwachte um vier Uhr morgens. Ich fühlte mich immerhin ein wenig ausgeschlafen. Ich wusch alles Geschirr in der Küche ab, das sich im Lauf der Tage angesammelt hatte. Dann kochte ich Tee und taute ein paar Croissants auf. Um sechs Uhr war ich geduscht, angekleidet, und meine Zähne waren geputzt. Ich habe trotz meines Alters immer noch meine eigenen. Die Brille hatte ich nach einigem Suchen unter dem Bett gefunden. Der Fernseher lief. Ich saß auf dem Sofa. Der Schaufelgriff grinste mich an und machte mir ein schlechtes Gewissen.

»Warum sollte ich mich schämen?«, fragte ich ihn.

»Alte Schachtel«, antwortete er.

»Ich mag dich auch nicht«, stellte ich fest.

»Aber ich mag dich dafür«, flüsterte er.

Ich nahm ihn in die Hand und warf ihn weg. Er flog gegen das Fenster, ich erschrak, aber es blieb ganz. Ich sah ins Fernsehprogramm, um festzustellen, was für ein Wochentag gerade war und welches Datum. Es war Dienstag. So konnte es nicht weitergehen. Ich würde mir Schlaftabletten verschreiben lassen.

Im Telefonbuch suchte ich nach Ärzten in Nachbarorten. Ich wollte nicht bei mir in Laxenburg einen Arzt aufsuchen, dem ich später auf der Straße begegnen könnte, denn ich hatte vor, auch meine kleine Affäre mit dem Plastikgriff zu beichten.

Ich fand einen gewissen Dr. Mittermeyer aus Wiener Neudorf, der an Dienstagen schon ab acht Uhr morgens praktizierte. Sein Name gefiel mir. Der würde mir bestimmt Valium oder vielleicht sogar etwas Stärkeres verschreiben. Es war halb sieben,

also ließ ich mich eine Stunde lang vom Fernseher mit dem Wetterpanorama unterhalten. Um genau halb acht rief ich den Arzt an und vereinbarte einen Termin für halb neun.

Nachdem ich zur Sicherheit noch einmal die Ordnung meines Haars kontrolliert und Hände und Gesicht eingecremt hatte, machte ich mich auf den Weg. Meine Söhne rieten mir seit Langem davon ab, den Wagen zu benutzen, aber heute fühlte ich mich frisch, jedenfalls frischer als sonst. Und ich wollte beim Fahren etwas wie ein Freiheitsgefühl verspüren.

Wiener Neudorf liegt zwar nicht sehr weit von Laxenburg entfernt, aber ein Ausflug mit dem Automobil war heute etwas so Exklusives für mich wie damals in meiner Jugend. Beim Öffnen der Wagentür lachte ich. Erst als der Zündschlüssel steckte, wurde ich nervös. Sollte ich dem Arzt wirklich alles erzählen? Würde er mich auslachen? Ich kurbelte das Fenster herunter, atmete durch. Es war doch noch etwas kühl, also schloss ich das Fenster wieder.

Das Auto hatte den ganzen Winter über schneebedeckt vor dem Haus gestanden, doch zum Glück ließ es sich ohne Probleme starten. Ich hörte dem Motor zu. Dann legte ich den ersten Gang ein, ließ meinen Fuß von der Bremse gleiten, ging mit dem anderen langsam von der Kupplung, stieg vorsichtig aufs Gas. Der Motor starb ab. Irgendetwas hatte ich falsch gemacht. Ich startete noch einmal. Jetzt ging alles glatt. Autofahren verlernt man doch nicht während eines Winters.

Auf der Wiener Straße schien die tiefe Sonne durch die Pappelallee. Die Bäume warfen unendlich lange Schatten. Glänzender Morgennebel lag über dem Boden. Ich stieg aufs Gas, beschleunigte auf sechzig Stundenkilometer. Es ist doch schön, so außerhalb der Vorhänge zu sein, dachte ich. Der Tag gefiel mir.